Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 10

Artikel: Die Sühne [Fortsetzung]
Autor: Porret, J.P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665996

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vielleicht mögen sich die Wanderer, welche in jene Gegend kommen, über die frischen Sträuße wundern, die an der Kapelle in die Ringe der schweren St. Leonhardskette gesteckt sind, wir aber, die wir die Geschichte gelesen, wissen, was sie bedeuten.

Sommerstille *).

Früh' und spättags manche Weile
Singt die Dommel noch im Ried,
Schwalbe hat vor Sorgeneile
Schon vergessen fast ihr Lied.

Nur die Lerche, unverdrossen,
Hängt am blauen Himmelszelt
Und vergißt, vom Licht umflossen,
Unter sich die ird'sche Welt.

Die Sühne.

Erzählung von J. P. Porret, Lausanne.

Fortsetzung.

Endlich trat ein Landjägerwachtmeister auf die Gruppe zu, und salutirte vor dem Männchen, das fragte:

„Sind sie alle da?"

„Ja, alle, Herr Richter."

„Wie viele?"

„Siebenundzwanzig."

„Gut. Herr Farneau, wollen Sie . .?"

Herr Farneau trat vor. Es war der Notar. Im ersten Moment war ich niedergeschmettert; es war mir nicht in den Sinn gekommen, daß er da sein könnte; und der Gedanke, er möchte mich wiedererkennen, ließ mich glauben, ich sei unrettbar verloren. Als Battisto dem Gesetzeskundigen erklärte, das Erbe behändigen zu wollen, war ich bei ihm; der Richter hatte diese Spur verfolgt und wollte den Zeugen, der der Schuldige sein konnte, aufspüren. Herr Farneau ging langsam an den Arbeitern vorüber und sah einen um den andern prüfend an. Meine Beine bogen

*) Aus: Gedichte von Martin Greif. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

sich; eine Wolke trübte mir den Blick; da ich indes einer der letzten in der Reihe war, hatte ich Zeit, mich mit Hülfe gewaltsamer Willensanstrengung zu straffen und meine Geistesklarheit wiederzugewinnen. Ich sah alsdann ein, daß die auf mir lastende Vermutung an sich keine große Bedeutung hatte, sofern ich kaltes Blut bewahrte. Die Hauptsache bestand darin, daß ich meine Worte abwog und mich nicht auf einer Lüge ertappen ließ. Ohne Umschweife mußte das Augenscheinliche oder das, was man wußte, eingestanden, das übrige nicht abgeleugnet, sondern einfach Unwissenheit geheuchelt werden. Die Rolle zu spielen, war schwierig; doch mein Leben hing ab davon.

Als der Notar an mich herantrat, sagte er ohne Zögern: „Der da ist's!"

„Was?" fragte ich erstaunt.

„Bringt diesen Mann her!" befahl der Richter. „Bewacht die andern, und keiner spreche."

Ein Gendarm faßte mich am Arm und ließ mich in ein kleines anstoßendes Gemach treten, wo ich durchsucht wurde. Mein Messer wurde genau examinirt und bei Seite gelegt, ebenso ein par Endchen Bindfaden, einige kleine Gegenstände und vier Franken sechzig Centimes, die sich in meinen Taschen fanden. Dies abgetan, nahmen der Richter und ein Mann im Überzieher, den die Landjäger Herr Staatsanwalt nannten, Platz, und ich blieb barhaupt, den Glanz der elektrischen Lampe in den Augen, vor ihnen stehen. Sie kehrten dem Licht den Rücken. Der Richter fragte:

„Casada, warum haben Sie Battisto Bendi ermordet?"

Ich stieß einen Schrei des Entsetzens und der Bestürzung aus, wich erschrocken, mit weit offenen Augen, die Ellbogen nach hinten gekrümmt, zurück. Das war mit höllischer Geschicklichkeit gespielt; doch mein Gegenüber war nicht dumm oder schien es wenigstens nicht zu sein und fuhr kalt, mich mit dem Blick durchbohrend, fort:

„Was haben Sie mit dem Geld gemacht?"

Ich antwortete unzusammenhängend und mit trostlosen Einwürfen, in denen unaufhörlich der Name Battisto wiederkehrte. Indem der Richter mich durch das Plötzliche seines Angriffs niederzuschmettern versuchte, verfehlte er nicht bloß seinen Zweck, sondern lieferte mir sogar die Waffen zum Widerstand. Allerdings war es ihm gelungen, mich in große Aufregung zu bringen; allein ich bedurfte gerade einer heftigen Gemütsbewegung, um meine Rolle um so besser zu spielen, um die Verwunderung und den Schmerz über die jähe Entdeckung vom Tode meines besten Freundes zu heucheln. Die Anwesenden konnten aus meiner Ergriffenheit nur einen für mich günstigen Schluß ziehen.

„Wohin haben Sie das Geld gelegt?“ wiederholte der Beamte.

„Ich! Ich! . . . Ein Meuchelmörder!“

„Ich frage Sie, was Sie mit dem Geld gemacht haben; ich frage nicht, ob Sie ein Meuchelmörder sind; letzteres wissen wir.“

„Sie wissen's!“ schrie ich bebend. „Sie wissen, daß ich Battisto, . . meinen Feund . . . Battisto getötet habe?“

„Natürlich, das wissen wir.“

Ich sah ihn darauf fest an und entgegnete sehr sanft: „Herr Richter, warum martern Sie mich so? Sie wissen . . . nein, Sie wissen es nicht, Sie können's nicht wissen, . . . Battisto war mein Freund, mein einziger, mein bester Freund . . . Man sagt mir, er sei tot . . . das ist etwas Entsetzliches . . . ich kann . . . verzeihen Sie mir . . . ich kann's . . . nicht glauben. Und dann . . . sagt man, ich sei . . .“

Der Magistrat unterbrach mich:

„Casada, ich kann meine Zeit nicht mit Ihnen verschwenden. Spielen Sie nicht Komödie; das ist nutzlos. Ich habe Ihnen gesagt, daß wir's wissen, d. h. daß wir Beweise haben. Sie sind verhaftet, ich lasse Sie sofort einkerkern. Merken Sie sich, wir haben Ihr Geständnis nicht nötig. Wenn ich Sie ersuche, die Wahrheit zu sagen, so geschieht's in Ihrem eigenen Interesse, weil dieser Beweis von Reue Ihnen die Nachsicht des Gerichtshofes verschafft.“

Es entstand eine Pause und ich sagte ganz leise wie im Selbstgespräch: „Mir ist, ich träume und wache auf. Sie sagen, ich hätte Battisto getötet . . . getötet . . . und Sie besäßen die Beweise.“

„Machen wir ein Ende!“ sprach der Richter. „Was taten Sie diesen Abend, als Sie nach sechs Uhr vom Bauplatz kamen?“

„Ich kehrte nach Villeneuve zurück.“

„Und nachher?“

„Ich blieb zu Hause.“

„Wo denn?“

„In meinem Zimmer.“

„Sie lügen.“

„Nein, Herr Richter, ich spreche die Wahrheit.“

„Sie lügen. Soll ich Ihnen sagen, was Sie machten? Fast sofort gingen Sie wieder fort, indem Sie Sorge trugen, nicht gesehen zu werden. Höchst unnütze Vorsicht: Man sah Sie. Das ahnten Sie nicht, gelt? Man sah Sie trotzdem. Dann haben Sie, versteckt im Walde, der die Straße begrenzt, auf die Rückkehr Ihres Kameraden gewartet. Als er bei sinkender Nacht vorbeikam, haben Sie sich auf ihn gestürzt und ihn mit Ihrem Messer erstochen, das Sie nach dem Verbrechen reinigten,

indem Sie es in den Boden stießen. Ebenso nutzlose Vorsicht! Ein Blutflecken ist auf dem Heft zurückgeblieben . . . Nicht wahr, den bemerkten Sie nicht? Er ist indes doch da. Haben Sie noch andere Beweise nötig? Gestehen Sie nun?"

Die letzten Worte des Richters beruhigten mich. Ich war absolut sicher, daß mein weißes Messerheft keine Blutspur trug. Somit versuchte der Beamte mich zu täuschen und mich zum Geständnis zu bringen. Er wußte augenscheinlich nichts. Ich war gerettet. Ich verhehlte meine Freude und als er schrie: „Wollen Sie mir jetzt sagen, was Sie mit dem Gelde machten?" antwortete ich resignirten Tons und mit Tränen in der Stimme:

„Wie könnte ich's sagen? . . . Oh, mein armer Freund! Battisto!"

„Sie wollen nicht bekennen?"

„Ich weiß nichts . . . Wie soll ich gestehen, da ich nichts weiß? Ich habe nichts verbrochen."

„Ich weiß ein Mittel, Sie zum Reden zu bringen . . . . Battisto ist nicht tot . . . ."

„Oh!" schrie ich, vor Freude außer mir, „er ist nicht tot? Oh, wenn das wahr wäre!"

„Es ist wahr. Er ist nicht tot", fuhr der Richter fort, „und bezeichnet Sie selber als Meuchelmörder."

„Das ist nicht wahr", versetzte ich, im Gedanken an meine Verteidigung.

„Er hat Sie erkannt. Leugnen Sie jetzt noch?"

„Natürlich leugne ich, Herr Richter."

„Und wenn Sie ihn selbst sehen und er Sie beschuldigt, bestehen Sie darauf, es in Abrede zu stellen?"

„Er kann mich nicht beschuldigen."

„Wir werden sehen. Gendarm, führen Sie den Gefangenen fort", befahl er.

Fast augenblicklich fühlte ich meine Hände heftig durch etwas Starkes und Kaltes, das mir die Gelenke fesselte, zusammengepreßt und wie ich mich zornig aufrichtete, drangen mir die Handschellen ins Fleisch. Schweigend zog mich der Landjäger fort.

Wir traten hinaus. Ein geschlossener Fiaker harrte vor der Gefängnistüre. Einige Maulaffen, von den Polizisten zurückgetrieben, stellten sich, einander zuflüsternd, auf die Fußspitzen; ehe sie aber Zeit fanden, etwas zu sehen, hatten wir alle vier Platz genommen — der Richter und der Prokurator auf dem Hintersitz, ich beiden gegenüber und der Gendarm an meiner Seite — und fuhren davon. Wohin? Ich kümmerte mich

Ruth.

Nach Orig. d. Baxer Art Gall. Carl Güttich, Kunstverlag, Leipzig.

nicht viel darum, aber ich war fest, unbewegt, bereit, jeder Eventualität die Spitze zu bieten, um mir die Freiheit und die 23,000 Fr. zu bewahren. Die richterliche Drohung erschreckte mich nur mittelmäßig. Ich wußte, daß Battisto tot war und daß die Toten nicht reden . . . Und dann kam die blaue Blouse und der falsche Schnurrbart in Betracht . . . Allein ich fragte mich, welche Hinterlist die Magistratspersonen gegen mich planten.

Die Fahrt war kurz und schweigsam. Der Wagen hielt längs eines breiten Perrons, vor dem ein Mann mit weißer Ärmelschürze, einem Zwicker und mit blondem Kinnbart, drei Stufen hinab, dem Richter entgegenschritt. Sogleich merkte ich an dem das Vestibüle füllenden Geruch, daß wir im Spital waren. „Oh! Oh!" dachte ich, während man mich in ein leeres Gemach stieß, wo ich mit meinem Wächter allein blieb, „man will mich dem Leichnam gegenüberstellen."

Ich hatte gehört, daß dies praktizirt wurde und daß die Verbrecher, angesichts ihrer Opfer, die Herrschaft über sich öfter in solchem Grade verlieren, daß sie weinend ein volles Geständnis ablegen. Mir däuchte, das müßten doch entsetzliche Dummköpfe sein, die, nachdem sie auf ihren Handgelenken den kalten Druck der Fesseln gespürt und die ekelhafte, laue Gefängnisluft, und wär's auch nur für eine Minute, eingeatmet hatten, bekennen könnten! Schwach werden vor einem Leichnam! Wenn dieser Augenblick der Schwäche, die Zelle, die Gitter, die klebrigen, düstern Kerkermauern, die stumme, gezwungene Arbeit, die grausame Sklaverei fürs ganze Leben darstellt? Schwach werden vor einem Toten, wenn es um die Freiheit geht! Ah, hätte man mich neben Battistos verstümmelten Körper einen Tag, eine Nacht eingeschlossen, hätte man mich gezwungen, seine Wunden zu zählen, die Lider über seinen verglasten Augen zu küssen und seine starren Lippen zu schließen, eher als gestehen, würde ich ihn nochmals töten.

Und doch hatte ich Angst.

Tiefe Stille herrschte, nur unterbrochen durch das flüchtige Echo eines raschen Schrittes auf den Gangfliesen und das regelmäßige, langsame Tiktak einer unsichtbaren Uhr. Anfangs versuchte ich zu meiner Zerstreuung dem Schlagen der Pendule zu lauschen.

Sie skandierte den Lauf der Zeit hartnäckig und geschickt, schien bisweilen stärker zu tönen, dann abzunehmen, ohne je ihren Gang weder zu beschleunigen, noch zu verlangsamen. Eine unermüdliche und ängstliche Arbeiterin, ließ sie die Sekunden, eine um die andere, los. Jede ihrer Bewegungen riß ein Teilchen menschlichen Daseins fort und die Gegenwart, so in gleiche kleinste Augenblicke zerhackt, schien eine Unge-

reimtheit. Nur die Vergangenheit wird, nur sie allein ist wirklich, weil sie allein fortdauert; Gegenwart und Zukunft gehören ihr. Wir leben in ihr, bloß in ihr. Ist Battisto tot, so bleibe ich mit seiner Leiche verbunden. Ein Schauder packte mich; ich wandte meine Aufmerksamkeit von der Uhr ab. Indes hörte ich sie fortwährend; es war, als hätte sie sich mir genähert und tönte an der Seite meines Kopfes. Gereizt über diese Zudringlichkeit, sagte ich mir: „Es ist ja nur eine Uhr! Wie einfältig doch eine Uhr ist!“ Allein ich vermochte an nichts anders zu denken; die Qual zehrte all meine Fähigkeiten auf. Melancholisch fing ich an, jeden Pendelschlag vorauszusehen; dann parte meine Einbildungskraft die Schläge und gruppirte sie zu drei, vier, fünf oder je nach wunderlichen Rhythmen. Schließlich verstopfte ich mir, geärgert, die Ohren; allein das Geräusch dauerte fortwährend fort. Da ward ich wie närrisch und wollte es um jeden Preis fliehen. Es verfolgte mich wütend. Ich versuchte mich in ganz andere Betrachtungen zu vertiefen, ich besah aufmerksam mir völlig unbekannte Gegenstände, wie das Brennen des Ofens, die Fensterstange, die Spalten im Fußboden, indem ich dann Bemerkungen dazu murmelte: „Na, das ist kurios, das!“ „Dieser Calorifère brennt gut“ . . . „Er brennt gut . . .“ wiederholte ich eigensinnig, „er brennt gut!“ Es half alles nichts; immer hörte ich das Tiktak, und je närrischer ich wurde, desto mehr war ich gezwungen, es zu vernehmen. Er schlug jetzt in meinem Kopfe, der Henker. Er wußte, dessen war ich gewiß, alles. Er wiederholte: „Geh in dich. Du bist der Mörder! Was hast du mit Battisto gemacht?“

(Schluß folgt.)

Jakob Stutz. (1801—1877.)

Ein Lebens- und Zeitbild aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts von

Konrad Gachnang.

(Schluß.)

Das Konjugiren und die Unterscheidung der Wortarten hatten neue Angst im Gefolge; aber als dies endlich im Gehirn saß, waren die Diktate dennoch so fehlerhaft wie im Anfang; hatte er damals alle Wörter groß geschrieben, so schrieb er jetzt alle mit kleinen Anfangsbuchstaben u. s. w. Zudem plagte ihn der Hunger; denn in der Mühle wurde das Essen haufenweise aufgetragen; hier aber gab's viel schmälere Rationen.